

(Nachdruck verboten.)

29]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

„Dieses Ding!“ murmelte Gallardo entmutigt, „hat, wie es scheint, stets mit Schurken verkehrt, die die Briefe aller Welt zeigten, und fürchtet sich nun vor Indiskretionen. Man könnte glauben, sie hielte mich nicht für einen Ehrenmann, weil ich ein Stierfechter bin.“

Anderer Eigenheiten der großen Dame stimmten den Matador geradezu traurig. Wenn er in ihre Wohnung kam, geschah es zuweilen, daß einer jener Bedienten, die wie heruntergekommene hohe Herren aussahen, ihm kalt den Weg versperrte. „Die Sennora ist nicht zu Hause.“ „Die Sennora ist ausgegangen.“ Er hielt es für einen Vorwand und glaubte Donna Sol in seiner Nähe, hinter Türen und Vorhängen zu ahnen. Ohne Zweifel war sie seiner müde und fühlte einen plötzlichen Widerwillen gegen ihn, beim Herannahen der Besuchsstunde, den Dienern Auftrag gab, ihn nicht vorzulassen. — Nun ja, das Spiel ist aus! — sagte Gallardo beim Weggehen. — Ich komme nicht wieder. Dieses Ding hat an mir keinen Gefallen mehr.

Und wenn er wiederkam, schämte er sich, an die Möglichkeit, Donna Sol nicht wieder zu sehen, geglaubt zu haben. Sie empfing ihn mit ausgestreckten Armen und schien ihn an ihrer weißen, festen Brust zerdrücken zu wollen, den Mund von einem krampfhaften Ausdruck der Begierde etwas verzogen, die Augen weit geöffnet und irre, wie in einem eigenartigen Schimmer, der geistige Störung anzudeuten schien.

„Warum parfümierst Du Dich?“ protestierte sie, als ob sie die widerwärtigsten Gerüche verspürte. „Das ist Deiner nicht würdig. . . . Ich will, daß Du nach Stieren, nach Pferden riechst. Das sind die Düfte, die mir gefallen. Dir nicht? . . . Sage ja, Juanito, Du himmlische Bestie, mein Tier!“

Sie hobte die Zähne in den Arm des Stierfechters und quälte dessen kräftig entwickelte Muskeln mit krampfhaften Bissen. Der Matador stieß vor Schmerz einen Fluch aus und riß sich los von der schönen Frau, deren Kopf mit den wirren Locken dem einer trunkenen Bacchantin gleich . . .

Donna Sol erwachte langsam. — „Armer Bub! Ich hab' ihm Schmerzen verursacht. Ja, ich Scheusal, das zuweilen den Verstand verliert! Laß mich den Biß küssen, um ihn zu heilen. Laß mich alle Deine lieben Narben küssen. Armes Tierchen, man hat ihm wehgetan!“

Die schöne Furie wurde auf einmal unterwürdig und zärtlich, und kazenartig liebte sie den Stierfechter.

Gallardo, der ein Liebesverhältnis nach altem Brauch auffaßte, konnte niemals erreichen, eine ganze Nacht in der Wohnung von Donna Sol zu verbringen. Wenn er glaubte, dieses Weib unterworfen zu haben, wurde er in befehlendem Tone aufgefordert zu gehen. Sie schien in solchen Augenblicken einen physischen Widerwillen gegen ihn zu empfinden.

„Enferne Dich! Ich will allein sein. Du weißt, ich kann Dich nicht ausstehen; weder Dich noch sonst einen andern. Die Männer, diese widerwärtigen Geschöpfe! Pfuil . . .“

Gallardo machte sich davon, traurig verstimmt durch das feltame Wesen dieser rätselhaften Frau.

Als der Stierfechter sie eines Nachmittags zur Vertraulichkeit geneigt sah, fühlte er Neugierde, ihre Vergangenheit zu erfahren, und wünschte Näheres über die Fürsten und hochgestellten Persönlichkeiten zu hören, die, wie die Leute behaupteten, im Vorleben von Donna Sol eine Rolle gespielt hatten.

Sie antwortete auf seine Fragen mit einem kalten Blick ihrer hellen Augen.

„Was gehen Dich diese Dinge an! Bist Du etwa eifersüchtig? . . . Und selbst wenn es wahr wäre, was dann? . . .“

Sie verharrte längere Zeit in Schweigen und blickte unstill umher; es war jener Blick der Geistesabwesenheit, der bei ihr stets von widersinnigen Gedanken begleitet war.

„Du hast jedenfalls schon Weiber geschlagen“, sagte sie, indem sie ihn fragend ansah. „Zeugne nicht. Das ist etwas, das mich sehr interessiert! . . . Deine Frau nicht, ich weiß, daß Ihr Euch sehr gut verträgt, und daß sie eine sehr gute Frau ist. Ich meine die anderen Weiber, alle die, mit denen Ihr Stierfechter verkehrt; die, welche um so heftiger lieben, je mehr sie geschlagen werden. Nicht?“

Gallardo vertahrte sich dagegen mit der Selbstachtung eines tapferen Mannes, der nicht fähig ist, Schwächere zu mißhandeln. Donna Sol nahm seine Verteidigung mit einer gewissen Enttäuschung auf.

„Ich hätte gern gewußt, wie das schmeckt“, sagte sie lächelnd, „aber ich rate Dir trotzdem ab.“

Der Rat war nicht überflüssig, und Gallardo hatte Gelegenheit, sich ihrer zu erinnern. Eines Tages, während eines traulichen Zusammenseins, genügte eine etwas raube Liebkosung seiner Kämpferhände, um die Wut dieser Frau zu entfesseln, die die Männer anzog und dabei mit Haß gegen sie erfüllt zu sein schien. „Da, nimm das!“ Und ihre geschlossene, wie eine Keule harte Rechte fuhr von unten nach oben gegen die Rinnbaden des Stierfechters, mit einer Sicherheit, die bestimmten Kampfregeln zu gehorchen schien.

Gallardo war von Schmerz und Scham betäubt, während die Dame grollte:

„Es soll Dir zur Lehre dienen. Ich kenne Euch Stierfechter. Wenn ich nur einmal dazu schweige, würdest Du mich schließlich alle Tage wie ein Zigeunermädchen von Triana ausprügeln . . . Es ist Dir recht geschehen. Die Distanzen müssen innegehalten werden.“

In einem der ersten Frühlingsnachmittage kehrten die beiden von einer Auslese junger Stiere auf einer Besitzung des Marquis zurück, der in Begleitung einer Anzahl Reiter die Landstraße benutzte. Donna Sol lenkte, vom Matador gefolgt, ihr Pferd auf die Wiesen und hatte ihre Freude an dem Gefühl der Weichheit, die das sanfte Graskissen den Tritten der Pferde verlieh.

Die niedergehende Sonne färbte mit einem leichten roten Glanz das Grün der Ebene, das von den Feldblumen weiß und gelb gesprenkelt war. Auf dem weiten Grund, wo alle Farben wie von einer fernen Feuersbrunst einen purpurnen Ton annahmen, tanzten die schmalen, riesig gedehnten Schatten der Pferde und Reiter. Die über die Schultern gelegten Lanzen waren auf den Schattenbildern so groß geworden, daß sich ihre dunkle Linie verlor. Zur Seite rann der Lauf des Flusses zwischen hohen Gräsern wie rotes, flüssiges Eisen.

Donna Sol blickte Gallardo mit befehlenden Augen an. „Leg Deinen Arm um meine Taille.“

Der Matador gehorchte, und so ritten sie weiter, die Pferde nebeneinander, und die Reiter mit umschlungenem Oberkörper. Die Dame betrachtete die ineinander verschlungenen Schattenbilder, die auf dem geheimnisvollen Licht der Wiese, vom langsamen Gang geschaukelt, vorwärts schritten.

„Es ist, als lebten wir in einer anderen Welt“, sagte sie leise, „einer Welt der Phantasie, auf Wiesen hinschreitend, wie wir sie auf gewirkten Teppichen sehen. Ein Bild aus den Ritterromanen, der Held und die Amazone, die verliebt nebeneinander reiten, die Lanze über der Schulter, und Abenteuer und Gefahren aufsuchen. Aber davon verstehst Du nichts, Du Bestie meines Herzens. Nicht wahr, Du verstehst mich nicht?“

Der Stierfechter zeigte lächelnd seine gesunden und starken Zähne in ihrem glänzenden Weiß. Wie von seiner rauhen Unwissenheit angezogen, schmiegte sie sich enger an ihn und ließ ihren Kopf auf seiner Schulter ruhen, wobei der kitzelnde Hauch Gallardos auf ihrem Hals sie wollüstig erschauern machte.

So ritten sie schweigend weiter. Donna Sol schien auf der Schulter des Stierfechters zu schlafen. Plötzlich öffnete sie die Augen, in denen jener sonderbare Ausdruck wieder glänzte.

„Höre. Hast Du niemals einen Menschen getötet?“ Gallardo schüttelte sich und riß sich, voller Erstaunen, von Donna Sol los. Was? er! . . . Niemals . . . Er war ein braver Bursche, der seinen Beruf erlernt hatte, ohne jemand Schaden zu tun. Kaum daß er sich in der Jugend mit

keinen Kameraden gestritten hatte, wenn um Geld gespielt wurde und die Stärksten unter ihnen den Gewinn einstrichen. Dann einige Ohrfeigen im Streite mit den Berufsgegnossen, ein Hieb mit der Flasche im Kaffeehause, das waren alle seine Gewalttaten. Das Menschenleben flöhte ihm eine unwiderstehliche Achtung ein. Etwas anderes waren die Stiere.

„Also hast Du niemals Lust verspürt, einen Menschen zu töten? . . . Ich glaubte, daß die Stierfechter . . .“

Die Sonne ging unter . . . Die Wiese verlor ihren phantastischen Farbenglanz, der Glanz vom Fluß her erlosch, und die Dame sah, wie die wunderbare Teppichlandschaft, die sie so sehr bewundert hatte, in nüchterne Dämmerung zerrann. Die anderen Reiter waren weit entfernt, und sie gab ihrem Pferd die Sporen, um wieder zu ihnen zu stoßen, ohne ein Wort an den Matador zu richten, als ob sie vergessen hätte, daß er hinter ihr ritte.

Während der Festlichkeiten der Karwoche kam die Familie Gallardos in die Stadt zurück. Der Matador sollte im Stiergefecht am Ostertage auftreten. Es war das erste Mal, seitdem er Donna Sol kannte, daß er in ihrer Anwesenheit Stiere töten sollte, und dieser Gedanke beschäftigte ihn, ließ Zweifel an seinen Kräften in ihm aufkommen.

Außerdem konnte er nicht in der Sevillaner Arena auftreten, ohne eine gewisse Erregung zu verspüren. In jedem anderen Zirkus Spaniens nahm er einen Mißerfolg ruhig hin, indem er den Vorfall sah, für längere Zeit nicht wieder hinzukommen, aber in seiner Heimat, da war es etwas ganz anderes.

„Sieh zu, daß Du Dich herbortust“, sagte der Verwalter, „denke an die, die Dir zusehen werden. Ich will, daß Du aus dem Kampf hervorgehst als der erste Mann der Welt!“

Am Sonnabend vor Ostern fand in den späten Nachtstunden das Einbringen der zum Kampf bestimmten Stiere statt, und Donna Sol wollte an dieser Expedition teilnehmen. Die Stiere sollten durch das nächtliche Gelände von dem Weidplatz in Tablada nach den Ställen des Zirkus in Sevilla gebracht werden.

Gallardo beteiligte sich nicht, trotzdem er gewünscht hätte, Donna Sol zu begleiten. Der Verwalter ließ es nicht zu, indem er auf die Notwendigkeit der Ruhe hinwies, um für den folgenden Tag frisch und kräftig zu sein.

Um Mitternacht war der Weg von der Wiese zum Zirkus belebt wie an einem Jahrmaktag. Auf den Landhäusern waren die Fenster erleuchtet, und man sah durch sie hindurch aneinander geschnürte Schatten, die sich tanzend unter den Klängen des Klaviers fortbewegten. Aus den Wirtschaftshäusern am Weg warfen die erleuchteten Türen helle Biersche auf den dunklen Boden, und im Innern ertönten Rufe, Gelächter, Gitarrentöne und Gläserklingen, alles Anzeichen, daß der Wein reichlich floß.

Ungefähr um ein Uhr früh kam auf der Landstraße ein Reiter in kurzem Trab heran. Es war der „Anzeiger“, der Gerold, ein rauher Girt, der vor den Schenken und den erleuchteten Häusern anhielt, um anzukündigen, daß die Stiere in einer kurzen Viertelstunde vorbeikommen würden, damit man die Lichter auslösche und alles sich ruhig verhalte.

(Fortsetzung folgt.)

8]

Das Meer.

Von N. Ewald. Autorisierte Uebersetzung von G. Kih.

(Schluß.)

Jahr auf Jahr verging, und ein Bauerngeschlecht folgte dem anderen.

Das neue Land war nicht von dem alten zu unterscheiden. Ruhig und grün lag es hinter den Deichen, die die Menschen fortwährend stärker machen lernten, so daß sie dem Meere besser widerstehen konnten, wenn es herantam; und das tat es ja hin und wieder.

Ringsum in der Marsch — so hieß das fruchtbare Land — lagen reiche Höfe. Aus weiter Ferne kamen magere Kühe, weideten in dem saftigen Grase, fraßen sich fett und wurden zum Schlächter gesandt.

Und vor den Deichen lag das Meer und hatte seine Ebbe und Flut und spülte über Salzkräuter hin, die Schilf sammelten, neues Land bildeten und von dem Strandhafer ernährt wurden — genau so wie früher.

Dann kam ein Tag, wo einmal ein Hänfing in dem Fliederkraut im Garten des Bauern sah. Er war auf dem Wege nach

dem Süden, denn es war Herbst; seine Kinder waren längst flügge, und die Fliegen begannen spärlicher zu werden.

„Das ist ein schönes Land“, sagte er und sah über all das Grüne hin. „Wären hier mehr Bäume, so hätte ich Lust, hier zu wohnen, wenn ich im Herbst zurückkomme.“

„Ich bin das schönste Land der Welt!“ sagte die Marsch. „Aber ich bin auch auf seltsame Art entstanden. Aus dem Meere bin ich emporgestiegen. Das Meer hat mich gebildet. Vögel und Fische, Tang und Salzkräuter und tausend andere Tiere und Pflanzen haben mir jeder sein Scherlein gegeben. Darum bin ich schöner und merkwürdiger als alle anderen Teile der Erde.“

„Hat das Meer dich gebildet?“ fragte der Hänfing. „Wie merkwürdig! Ich habe immer gedacht, das Meer tut nur Böses. Darüber muß ich etwas Näheres hören. Erzähle. Ich habe Zeit. Die Sonne scheint heute so warm, und ich habe hier im Garten siebzehn Fliegen gefunden. Erst heute nacht reise ich weiter.“

Und die Marsch erzählte, wie alles zugegangen war.

„Hörst du das Meer draußen hinter den Deichen?“ fragte sie zuletzt. „Es ist meine Mutter. Ihr verdanke ich das Leben. Geduldig hat sie Millionen kleiner Stücke Lehm und Sand und Kreide zusammengetragen, um mich daraus zu bauen. Sie hat mich mit ihren eigenen Pflanzen gebügel. Sie blieb stillstehen, damit das alles Zeit fände zu sinken, und damit ich fest und gut würde.“

„Ja“, sagte der Hänfing. „Ich kenne auch eine Geschichte vom Meere. Die sollst du jetzt hören. Sie spielt viele, viele Meilen weit von hier; und es ist viele, viele Jahre her. Dort lag ein Land, so schön wie du, aber ganz anders. Das ragte mit weißen Felsufers zum Himmel auf und trug grüne Wälder, wogendes Getreide und üppiges Gras. Im Walde sangen die Vögel, und die Hirsche sprangen. Die Bauern pflügten ihren Boden, und überall dufteten die Blumen. Ganz zu äußerst am Felsufer hatte der Gutsherr sein Schloß erbaut. Mit Türmen und Zinnen und goldenen Wetterfahnen ragte es in die Lüfte.“

„Das Land möchte ich sehen“, sagte die Marsch. „Du kannst nicht hinkommen“, fuhr der Hänfing fort. „Denn jenes Land egzirt nicht mehr. Es ist eines Tages zusammengeflürzt und das Meer ist schuld daran.“

„Du lägst“, sagte die Marsch. „So etwas könnte das Meer niemals tun. Es kann wohl hier und da einmal böse werden und bis über die Deiche hinausspringen. Ich habe auch den Bauer erzählen hören, daß es eines Nachts zur Zeit seines Urgroßvaters ganz über mich hereingebrochen ist. Doch am nächsten Tage lief es wieder durch die Schleusen hinaus und lag hübsch da und baute Land wie früher.“

„Ich lüge nicht“, sagte der Hänfing. „Höre weiter. Jeden Tag nahm das Meer ein Stück Kreide von dem Felsen fort und höhle ihn so völlig aus. Dann schüttelte sich das Meer mit aller Gewalt und nahm einen Anlauf, und da stürzte das Felsufer ein. Menschen und Tiere und Bäume und Blumen stürzten nieder und wurden zertrümmert. Die Burg fiel ein mit ihren Türmen und Zinnen und goldenen Wetterfahnen. Am nächsten Tage überspielte das Meer das Ganze in aller Ruhe, als ob nichts geschehen wäre.“

„Ich glaube dir trotzdem nicht“, sagte die Marsch. „Woher weißt du das?“

„Ich habe es von meiner Ururururgroßmutter“, erzählte der Hänfing. „Die hatte ihr Nest in einer wunderschönen Buche. Fünf Junge hatte sie und dann natürlich einen Mann. Die stürzten alle nieder und kamen in den Wellen um. Sie selbst wurde durch ein reines Wunder gerettet. Aber die Katastrophe hatte sie so erschüttert, daß sie nie vergaß. Als sie im nächsten Jahr aus Italien zurückkehrte und einen neuen Mann nahm und sechs neue Kinder bekam, da erzählte sie es ihnen. Und die haben es ihren Kindern erzählt. Und so ist es bis zu mir gelangt. Und du kannst überzeugt sein, daß die Geschichte von dem bösen Meer sich von Generation zu Generation forterben wird.“

„Ich kann es nicht glauben“, rief die Marsch. „Warte ein wenig“, sagte der Hänfing. „Was ist denn das da?“ Er slog auf den Deich, wohin der Bauer die alte, rostige Wetterfahne geworfen hatte, betrachtete sie und hatte mit dem Schnabel darauf.

„Das ist eine Wetterfahne!“ sagte er. „Und zwar eine feine Wetterfahne ist es gewesen. Vielleicht war sie auf dem Schloß am Felsufer angebracht. Du solltest das Meer einmal fragen.“

Die Marsch lag ein Weilschen da und dachte nach. Das Meer war unruhiger als gewöhnlich. Ab und zu spritzte Schaum über den Deich auf.

„Hör' einmal dein sanftes Meer“, sagte der Hänfing höhnisch. „Meer!“ rief die Marsch.

„Daß mich!“ rief das Meer zurück. „Ich bin heute wütend und weiß nicht, was ich tue.“

Da rief die Marsch: „Stets habe ich dich als meine milde Mutter verehrt und dir gedankt, daß du mir das Leben gegeben hast. Nun sitzt hier ein Hänfing, der erzählt, du seiest böse und wild und habest ein entsehlisches Unglück angerichtet.“

„Ich mache, was ich will“, erwiderte das Meer. „Sende den Hänfing zu mir heraus, so werde ich ihn ertränken.“

„Hör' mal an!“ rief der Hänfing. Und die Marsch fragte: „Ist das wahr, daß du vor vielen Jahren ein prächtiges Felsufer mit der Schloßherrschafft, mit Bauern, Hirschen und Wäldern und einer ganzen Hänfingsfamilie bernichtet hast?“

„Das wird wohl stimmen,“ antwortete das Meer. „Was weiß ich noch von den alten Geschichten! Ich mache, was ich will.“

„Ist das die Windfahne des Schlosses, die da auf dem Deich liegt?“ rief die Marsch.

„Wenn da eine Windfahne liegt, so hat sie auch wohl mal irgendwo gefressen,“ sagte das Meer. „Was soll all das Gerede? Du bist mein Land. Ich habe dich gebaut; und was in dir ist, hast du von mir erhalten. Laß mich zufrieden. Und hüte dich!“

„Hörst du es?“ rief der Hänfling.
Die Marsch dachte nach. Die Dämmerung brach herein. Die Kühe legten sich im hohen Grase nieder, um wiederzukäuen. Der Bauer stand in seiner Tür und sah nach Westen.

„Der Himmel sieht schlimm aus,“ sagte er. „Und das Meer ist heute abend sehr unruhig. Wenn wir zur Nacht nur kein Gewitter bekommen!“

„Ich bleibe bis morgen hier,“ zwitscherte der Hänfling. „Laß uns noch ein bißchen zusammen plaudern, Marsch. Ich verstehe recht gut, daß du es kalt hast. Es ist niemals angenehm, über seinen Nächsten so etwas zu erfahren. Aber die Wahrheit ist die Hauptsache.“

Die Marsch lag schweigend da und dachte nach. Der Abend rückte vor. Der Bauer schlief mit den Seinen. Im Busch schlief auch der Hänfling. Das Meer aber brüllte lauter und lauter. Wilde Wellen jagten am Himmel dahin.

Da plötzlich erwachte die Marsch aus ihren Gedanken.
„Du böses Meer!“ rief sie.

„Was sagst du?“ brüllte das Meer. „Bist du von Sinnen? Schilfst du mich aus, obwohl ich dir das Leben gegeben habe?“

„Du böses Meer!“ rief die Marsch wieder. „Dieb! Lügner! Heuchler! Kein Körnchen von dem, was du mir gabst, ist dein Eigentum. Du hast jeden Felsen von mir geraubt. Dieb! Lügner! Heuchler! Den Fels zertrümmertest du und trugst ihn herüber und spieltest den Wohltäter mit deiner Diebesbeute! Jetzt kenne ich dich, und ich verachte dich.“

„Rasest du?“ brüllte das Meer, und alle die weißen Bogenkämme sprangen auf den Deichrand. „Das Felsufer habe ich erbaut, und dich habe ich erbaut. Das Felsufer habe ich niedergedrückt, und dich reißt ich nieder, sobald es mir Spaß macht. Ich mache, was ich will.“

„Dieb! Lügner! Heuchler!“ schrie die Marsch.
Es war, als ob das Meer vor Wut einen Augenblick still würde. Aber dann erhob es sich mit all seiner Macht.

„Nieder mit dir, du undankbares Kind!“ schrie es.
Es durchbrach die Deiche und stürmte auf die Marsch los. Es zerbrach die Schleusenpfeile, die Bäume und alles, was ihm im Wege stand. Es überschwenkte das Gehöft des Bauern, so daß er und die Seinen in ihren Betten ertranken, wie die Kühe auf der Wiese ertrunken waren.

Das ganze spielte sich in kürzester Zeit ab. Eine Stunde, nachdem es begonnen hatte, standen die Marsch und noch viel mehr Land unter Wasser. Nur die höchsten Kirchtürme ragten noch auf. Kein lebendes Wesen war übrig geblieben.

Auf der Flaggenstange im Garten des Bauern saß der Hänfling.

Nur so entging er dem Wasser. Er schlug mit den Flügeln, war ganz verwirrt vor Schrecken und konnte nicht fliegen.

„Du böses Meer!“ schrie er.
„Ich mache, was ich will,“ sagte das Meer.

Dann schlug es auch über dem Hänfling zusammen, und nun war alles begraben.

Städtebau.

Ausstellung in der Charlottenburger Hochschule.

I.

Es ist eine Aufgabe, von der jeder Architekt träumen müßte: einem großen, umfassenden Gemeinwesen Form und Gestalt zu verleihen, das Nützliche in der Anlage des Stadtwesens zu bedenken, aus ihm das Schöne wie selbstverständlich herauswachsen zu lassen und so den Eindruck des Ganzen so zu steigern, daß es eine Einheit darstellt, trotzdem alles Einzelne sinngemäß und mannigfaltig bedacht ist. Nicht nur der Architekt ermisst die Größe und die Schönheit dieser Aufgabe; auch dem Laien ist die Bedeutung klar, wenn er sich nur einen Augenblick in die Vorstellung dessen hineinsetzt, was es bedeutet, solchem Gemeinwesen, das in sich ein vielgliedriger Komplex ist, das zugleich aber eine beherrschende Einheit sein will, die nach außen mit Macht sich dokumentiert, die Form zu geben, die ihm eigen ist. Und es scheint sogar, daß die Vorstellung von der Bedeutung dieser Aufgabe in der Gegenwart so allgemein geworden ist, daß man mit Gelingen den Versuch unternahm, die breiteste Öffentlichkeit dafür zu interessieren. Es liegt dem die Vorstellung zugrunde, daß diese Forderungen rationalen und künstlerischen Städtebaus stark auf soziale Momente sich gründen.

Allerdings ist es zugleich immer ein Anzeichen, daß in den Kreisen der Berufenen, der Sachleute oder der maßgebenden Behörden, etwas nicht in Ordnung ist. Man flüchtet sich nur dann in die Öffentlichkeit, wenn der Widerstand der reaktionären und doch offiziell maßgebenden Kreise sich aufrichtet. Neue Ideen beanspruchen Geltung; Architekten, die wirklich ihr Fach beherrschen, die Gestalter

sein wollen, in denen noch etwas von dem großen Geist der alten Bautradition ursprünglich lebt, während die Mehrzahl im Nützlichen stecken bleibt, nicht einmal mit diesem fertig wird und als Entgelt dafür in den schmühdenden Stilformen überflüssige Reminiszenzen an die Vergangenheit bietet, stehen auf. Da regt sich die Opposition; sie schließt sich zusammen. Aber ebenso halten die reaktionären Elemente zusammen und meistens es diejenigen, die sich in Amt und Würden befinden, und während des Dekorums wegen ein Wettbewerb um die großen Aufgaben des Städtebaues stattfindet, sei es um ein offizielles Gebäude, ein Festspielhaus, eine Platzanlage, tritt, nachdem die jungen Kräfte sich rüstig mühten, mit einem Male ein Offizieller auf, der den Auftrag in der Tasche hat.

So richtet sich, um auf die neuen Aufgaben des Städtebaues zu exemplifizieren, ein gut Teil der Bemühungen auf Beseitigung dessen, was die nächste Vergangenheit sündigte, die Zeit der siebziger und der folgenden Jahre bis in unsere Gegenwart hinein, wo man einmal, um zu prüfen, in Plänen, Anlagen, Gebäuden große Vorbilder kopierte, um in eine lächerlich wirkende Imitation zu verfallen, wo man andererseits dem Ideal einer preussischen Exaktheit folgte und mit dem Lineal Straßen ausmeterte, deren langweilige Monotonie und schnurgerade Gleichmäßigkeit nur das Beamtenherz erfreuen konnte. Beides war eine Folge der Tatsache, daß wir Akademien bekommen hatten, die die Baukunst lehrten, und wie es immer ist, mit den verbrieften Examensmöglichkeiten flieht das Können, das Eigenen, flieht die Phantasie. Eine Akademie, eine Hochschule, die über solchen Stab von Lehrern gebietet, wie dies bei unseren modernen Instituten der Fall ist, müßte jedem Fall, jeder Anforderung gegenüber gewachsen sein, sie ist so unabhängig, daß sie sich die Pflege des künstlerischen leisten könnte; statt dessen wird sie der Hort der offiziell behüteten Rückständigkeit und eine Städtebauausstellung muß kommen, um das öffentliche Gewissen zu wecken.

Wie mannigfaltig die rein ästhetischen Aufgaben der Städtebaukunst sind, das erhellt schon bei oberflächlicher Ueberlegung und die zahlreichen Pläne, Grundrisse, Modelle, Photographien bestätigen das.

Schon gleich das Material zu dem Wettbewerb *Gr o ß - B e r l i n*, der durch seine Aufstellung im Lichtlof in den Mittelpunkt gerückt ist, zeigt die Aufgaben, die der Architekten harren, in deutlichem Licht. Es ist gewissermaßen der Auftakt zu all dem, was die Ausstellung sonst bietet. Manche anderen Modelle, z. B. der Entwicklung Wiens, gehen hiermit parallel und selbst kleinere Städte, wie Chemnitz, Stuttgart, Ulm, Köln liefern hierzu typische Beispiele. Manchmal ist man schon zu greifbaren Resultaten vorgeedrungen und es ist einem Stadtweesen gelungen, Vergangenheit und Gegenwart zu einer Einheit zu verschmelzen; andere stehen noch in Versuchen drin und an anderer Stelle (siehe Berlin) beginnt man erst, sich über die Aufgabe klar zu werden. Jedenfalls — die Wichtigkeit des Problems ist erhärtet.

Gehen wir diesem Problem in seinen Einzelheiten nach, womit wir zugleich den besten Ueberblick über die Ausstellung selbst gewinnen.

Eine wichtige Frage ist zunächst die Behandlung, alter, *h i s t o - r i s c h e r* Stadtteile. Diese sind oft ein Verkehrshindernis und was das Wohnen anlangt, den hygienischen Anforderungen nicht entsprechend. Die Hygiene aber ist eine der wichtigsten Aufgaben der Wohnkultur. Lehrreich sind hierfür die Tabellen über die Sterblichkeit in schlechten Mietkasernen und modernen Gartenstädten; die Ziffer sinkt ganz erstaunlich zugunsten der Gartenstädte, wie sie in England bei Arbeitergardenstädten festgestellt ist. Beispiele für solche Sanierungen alter Stadtteile bieten Wien, Salzburg, Dresden. Wir denken leicht immer gleich an Niederreißen. Hier aber ist gezeigt, wie man unter Wahrung des architektonisch reizvollen Bildes, das man nicht missen möchte, doch der Hygiene und dem Verkehr gerecht werden kann. Liebevolles Verständnis für das Alte, starkes Gefühl für die Notwendigkeit des Neuen müssen Hand in Hand gehen, und siehe da, es ist durch ein paar gar nicht schwierige Änderungen möglich, beiden gerecht zu werden.

Wichtig ist fernerhin die Verteilung und Gruppierung der für die Stadt notwendigen und in ihr anässigen *I n d u s t r i e n*. Diese müssen so gelegt sein, daß sie das Stadtbild nicht stören. Aus dem Notwendigen ihrer Erscheinung, die nicht häßlich zu sein braucht, kann etwas Monumentales, Großzügiges gestaltet werden, das dem Stadtbild Abwechslung zu geben fähig ist. Auch die Repräsentationsgebäude gehören in das gleiche Kapitel. Auch sie müssen stark ihren Charakter betonen; sie dürfen nicht leerem Pomp überlieferter Stilsprache verfallen. Sie können Sammelpunkte, Zentren des Stadtbildes darstellen und der Würde der Stadt ein Denkmal setzen, wie wir das in alten Rathshäusern, Palästen sehen.

Ebenso ist die *V e r k e h r s f r a g e* von wesentlicher Bedeutung. Der Verkehr im Innern, wie nach außen. Eine Tabelle erläutert an Beispielen (sogenannten Verkehrsspielen) die Häufigkeit des Verkehrs in Berlin und nach den Vororten, steigend von Jahr zu Jahr. Ein anderer Ueberblick erlaubt einen Vergleich des Verkehrs der größten Städte der Welt im Verhältnis zu ihrer Einwohnerzahl. Und eine statistische Berechnung erläutert die Tatsache, daß Untergrundbahnen nur in der Stadt rentabel sind, während sie nach den Vororten wohl Zuschüsse erfordern, woraus hervorgeht, daß nach außen nur Hochbahnen möglich sind.

Von einschneidender Bedeutung ist das Verhältnis der Stadt zur umgebenden *N a t u r*. Die Frage des Wald- und Wiesengürtels, die in Wien so vorbildlich gelöst ist, das ja

eine besonders bevorzugte Umgebung besitzt, ist ja für Berlin besonders aktuell. Auch Berlin braucht sich seiner Umgebung nicht zu schämen. Manches schöne Vorschläge sind in den Entwürfen zum Wettbewerb Groß-Berlin enthalten und wenn es gelänge, sie in Laten umzusetzen, wäre das ein unberechenbarer Gewinn. Wenn! Dem nirgends spielt die unselige Bodenpolitik und der Spekulationshunger eine so ausschlaggebende Rolle wie hier. Es wird viel geredet von Waldschutz und Heimatschutz. Aber immer wieder überraschen Meldungen, die beweisen, wie vergeblich die Deffentlichkeit ankämpft gegen dieses Unwesen, das selbst an offizieller Stelle Begünstigung erfährt. In dieser Beziehung ist die große Karte des Waldschutzverbandes sehr lehrreich, indem hier durch farbige Markierung auffällig gezeigt ist, welche Stellen gefährdet sind: es bleibt nicht viel Ungefährdetes übrig. Es handelt sich darum, die Wohnungsfrage mit dem Naturschutz so zu verbinden, daß der Allgemeinheit nichts geraubt wird. Aber wo ist die Kommune, die diese Aufgabe energisch anpaßt? Sie überläßt das den Spekulanten. Es handelt sich auch darum, daß die Wohnverhältnisse sich nicht ungebührlich verteuern. Erstaunlich ist, was da mehrere Tabellen mitteilen, die Tipp und Klar illustrieren, wie enorm die Mietpreise im Verhältnis zum Einkommen gestiegen sind, wobei die kleinen Wohnungen im Preis konstant steigen, während der für große Wohnungen sinkt. Auch hier spielt die Verkehrsfrage hinein, indem erfordert ist, daß die Bevölkerung von allen Teilen der Stadt möglichst schnell ins Freie gelangen kann.

Man bekommt einen Begriff von der ungeheuren Arbeitsintensität, die sich in einer Stadt konzentriert, wenn man die Entwässerungsanlagen, die Kanalisationen, die Wasserzuführungen betrachtet. Wie das alles von weither zugeleitet wird, sich unterirdisch verteilt und wieder hinausgeführt wird, das ist erstaunlich. Der immense Körper solchen Stadtkomplexes zeigt damit sein intensives Leben; die unterirdischen Kanalnetze durchziehen es wie Adern und dieses Leben ist fast unsichtbar und doch baut sich darauf die ganze Existenzmöglichkeit dieses Komplexes auf.

Das Verhältnis der Stadt zur Natur wird auch nach innen wirksam in der Frage nach der Anlage von Plätzen, Parks. Das Grün der Bäume und Wiesen, die bunten Farben der Blumenbeete und Sträucher wirkt belebend auf den Stadtmenschen. Es werden im Häusermeer Erholungsstätten geschaffen; Licht und Luft strömen ein und der Raumeindruck schafft durch seine Freiheit und Größe Beite. Dem Häuergewirr, der Straßengezänge wird das Erdrückende genommen. Früher hat man solche Plätze oft so angelegt, daß man Repräsentationsgebäude mitten darauf pflanzte. Aber die alten Plaganlagen zeigen, daß die großen Gebäude gerade seitlich am Platz und nicht auf ihm liegen. Dann hat man in neuerer Zeit, wenn es sich um Anpflanzungen handelt, oft gar zu abgezielte Wege und Beete angelegt. Neuerdings bevorzugt man in richtiger Erkenntnis eine gewisse Freiheit in der Anlage, was dem schönen Eindruck als Erholungsstätte sehr zu statten kommt, und wenn dann noch unter grünen Bäumen weiße Bänke stehen und nicht jene häßlichen, armfertigen Eisenbänke, so macht das Ganze einen intimen, freundlichen Eindruck. Auch die Frage, ob und wie man Plastik hier aufstellen solle, wird berührt. Früher rückte man Statuen aufdringlich in den Mittelpunkt und fast schien es, als sei der Platz nur um ihrer willen da. Jetzt verteilt man sie im Grünen, wo sie schöner wirken, da sie einen guten Hintergrund im Blatwerk finden. Ein schöner Platz ist eben kein Präsentier- und Paradeschild, sondern eine Erholungsstätte. Geradezu imponierend und vorbildlich ist in dieser Hinsicht Chicago, das in der Stadt mit einem Kostenaufwand von 80 Millionen 25 vollständige Parks anlegte, mit Schwimmbassins, Spielplätzen, Planschwiesen für die ganz Kleinen, Lesehallen; eine ganze Reihe vorzüglicher Bilder illustrieren das Leben und Treiben der Kinder und Erwachsenen in diesen Parks. Amerika zeigt auch in der Anlage seiner Universitäten, die mitten in grünen Gärten liegen, eine vorbildliche Vereinigung von gesundem Leben und Wissenschaft.

E. E. W.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

„Mei Erich“. Aus Otto Erichs Leben. Von Selma Hartleben (S. Fischer, Berlin). Vor fünf Jahren verstarb der Dichter des „Mosenmontag“ usw., Otto Erich Hartleben, 40 Jahre alt. Er war immer, was man ein fideles Huhn nennt gewesen. Und da einem Humoristen, wenn er obendrein noch im Geruch eines warmfühligen, guten Menschen steht, keine und selbst große Schwächen gern nachgesehen zu werden pflegen, so kommt's auch, daß die Erinnerung an ihn jahrelang nachschwingt. Nun sind wir ja der Meinung, daß lediglich des Dichters Werke von ihm zeugen sollen, weil alle Schnitzel- und Späneträufelung, die von Rathedergesehrten aufgeföhrt, spitzfindig und „scharfsinnig“ registriert und kommentiert wird, eher zur Verbunkelung als zum Verständnis eines Künstlers beiträgt. Wer denkt nicht mit Schauer und Schrecken an die Goethe-Schiller-Wagner-„Philologie“! Dieser Kram richtet viel Unheil an; und man muß es daher manchen Leuten nachsehen, wenn sie, obwohl keine Literaten von Beruf, über den von jenen „Kommentatoren“ unausgesetzt verübten Unfug

einmal wild werden, um nun, sei es aus Unkenntnis oder aus Abneigung gegen alle Schöngelerei die betreffenden Autoren dafür verantwortlich machen wollen, daß sie solche Zettellasten nicht vor ihrem Tode einer gründlichen Säuberung unterzogen haben. . . . Auch über den guten „Otto Erich“ ist schon mehr salbadert worden, als uns erträglich scheint. Man hat seine literarische Hinterlassenschaft aus seines Schreibtisches Schublade ans Licht der Deffentlichkeit gezogen — sehr zum Schaden des Dichters, weil es meist „dowe“ Geistesblitze waren. Man hat Liebeskorrespondenzen usw. publiziert, wofür doch gewiß keine Notwendigkeit vorlag. Das vorliegende Büchlein enthält nun Erinnerungen an Hartleben von seiner Witwe. Man wird ihr das Zeugnis nicht versagen, daß sie unendlich viel Geduld gehabt; denn es ist gar nicht so einfach gewesen, Otto Erichs Exzentritäten zu vertragen. Im Grunde genommen sind das aber Privatangelegenheiten. Trotzdem stoßen wir auf manche Schmirre, die uns lachen macht. Hartleben war wirklich eine durch und durch humorvolle Kreatur, dabei von einer liebenswürdigen Raivität in allem seinem manchmal doch auch ziemlich heissen Tun. Davon sprechen diese anspruchslos gegebenen Eizzeichnungen. Sie gewähren dabei auch interessante Einblicke in die geistige Werkstatt eines Schaffenden.

Völkervunde.

Primitive Völkervunde auf der Insel Formosa. Auf einer noch sehr niedrigen Kulturstufe befinden sich, wie die „Zeitschrift für Ethnologie“ mitteilt, die Eingeborenen der Insel Formosa, die von den eingewanderten Chinesen mehr und mehr in die mittleren und östlichen Gebirge zurückgedrängt worden sind und deren Zahl gegenwärtig noch etwa 120 000 Seelen beträgt. Wahrscheinlich gehören sie der malaisischen Völkervunde an und sind von Südwesten her in ihre heutige Heimat eingewandert. Sie sind in verschiedene Stämme gegliedert, die sich vereinzelt der höheren chinesischen Kultur bereits angepaßt haben, in ihrer überwiegenden Zahl aber noch recht ursprüngliche Verhältnisse zeigen. Die politische Organisation beruht teils auf den Einfamilien, teils auf Familienverbänden. Die Gemeinden sind teilweise auf eine Art Selbstverwaltung gegründet, wobei die stimmberechtigten Männer nach dem Alter streng geschieden sind. Hier und da richtet sich auch die Fähigkeit zur Wahrnehmung gemeinsamer Interessen — also vor allem der politischen Rechte und Pflichten — nicht nach dem Alter, sondern nach dem Grade der körperlichen Entwicklung, wobei bis zu elf verschiedene Klassen unterschieden werden, unter die auch die öffentlichen Arbeiten, Wegebauten, Wachehalten usw. ein für allemal verteilt sind. Die Wohnungen bestehen nur in Ausnahmefällen aus Steinhütten, vielfach dienen als solche noch Höhlen. Ein Oberkleid, das vor allem ziemlich die Brust verhüllt, und ein viereckig, plaidartiger Mantel, sind die Hauptkleidung dieser Völkervunde. Eine Kopfbedeckung tragen nur die Männer in Form einer geflochtenen, schüsselförmigen Kappe mit nach hinten getragener Mühschild, die zugleich als Hohlmaß benutzt wird. Alkohol wird in großen Mengen konsumiert. Zur Herstellung dient die Hirse; wo keine Hefe zu deren Gärung zur Verfügung steht, wird diese durch Speichel ersetzt, indem die Frauen die Hirse zuorlaufen. Der Ackerbau selbst sieht meist noch auf der Stufe des primitiven Hackbaues: eine Pflüge des Bodens kennt man nicht; ist er an einer Stelle ausgesogen, wird eine andere in Angriff genommen und die ganze Anpflanzung verlegt. Demensprechend werden mit Ausnahme einer kurzstieligen Hacke Ackergeräte nicht benutzt, vor allem fehlt der Pflug. Ebenso niedrigstehend sind die religiösen Anschauungen; Geister und Dämonen sind es, die sie völlig beherrschen. Sie begleiten und umlauern den Menschen auf allen Wegen; Krankheit und Tod, Mißwachs und Unglück sind ihre Werk. Wahrscheinlich hängt mit diesem Glauben auch die grausame Sitte der Kopfsjagd zusammen, die auf Formosa noch nicht ausgerottet werden konnte. Kein Jüngling wird für großjährig erklärt, der nicht einen Kopf erbeutet. Wer die meisten Köpfe aufweisen kann, genießt das größte Ansehen. Wo viel Schadel sind, da ist viel Macht, heißt es in einem Liede. Denn man glaubt, daß die Seele des Getöteten damit dem Jäger untertan wird.

Astronomisches.

Eine drehbare Sternkarte. Gerade in diesen Tagen dürfte mancher mit erhöhtem Interesse als sonst den gestirnten Himmel beobachten. Die Tagespresse ist voll astronomischer Notizen, die Namen von Sternen und Sternbildern schwirren durcheinander. Wie aber sieht am Himmel selbst orientieren? Wie die Sternbilder, wie die Planeten und ihren Lauf auffinden? Die Karten in astronomischen Lehrbüchern sind für den Laien in den meisten Fällen zur Orientierung ungeeignet; sie veranschaulichen auch nicht die Bewegungen der Gestirne. Von sehr großem Werte ist da eine drehbare Sternkarte, wie sie von A. Mang in Stuttgart zum Preise von 1,75 M. herausgegeben worden ist. Eine sinnreiche Anordnung ermöglicht es, auch den Lauf der Sonne und des Mondes, die durch glänzende Scheiben auf einem Zeiger dargestellt sind, zu verfolgen. Eine ausführliche Anleitung unterrichtet über das Aufsuchen von Sternbildern, Sternen und Nebeln, über die Hauptstellungen der Sonne in ihrer Bahn, den Mondlauf, die Entziehung der Mondphasen, der Sonnen- und Mondfinsternisse usw. Die Karte dürfte allen denen willkommen sein, die gern eine lebendige Vorstellung vom Sternenhimmel haben möchten.